

NACHRUF Der Schauspieler Will Quadflieg, der grosse Mann des deutschen Theaters, starb in Hamburg im Alter von 89 Jahren. Seite 34

KULTUR

DAS WOCHENENDE Dieses Wochenende auf dem Kulturprogramm: Pioniere der Performance-Kunst, des Stummfilms und des Elektro-Souls. Ab Seite 35

«neue fühlweise und mache»

«eine kunst für die kunst» propagierten ab 1892 die «Blätter für die Kunst», die der 1868 am Rhein geborene Stefan George leitete. Wie das gemeint war, zeigte er 1890 in den «Hymnen» und 1897 im «Jahr der Seele» – pathetisch-hochgeputzte Evokektionen einer ästhetisch-stilisierten Welt, die Mallarmés Symbolismus nachempfunden waren und dem Naturalismus eine elitäre neue Dichtung entgegenstellten. «Das Jahr der Seele» schrieb er für Ida Coblenz, widmete es nach dem Bruch der einzigen Frauenbeziehung seines Lebens aber seiner Schwester. Der «neuen fühlweise und mache», die er in seinen sieben Lyrikbänden – darunter «Algabal», «Teppich des Lebens», «Der siebente Ring» – realisierte, war der aus Autoren wie Karl Wolfskehl oder Ludwig Derleth und Gelehrten wie Wilhelm Dilthey, Friedrich Gundolf und Norbert von Hellding bestehende George-Kreis verpflichtet. Ein Männerbund, der im Banne von «Stiftern und Deutern» wie Dante, Shakespeare, Hölderlin, Napoleon und Nietzsche stand und für Georges legendäre kultisch inszenierte Auftritte besorgte, in deren Zentrum er ab 1902 sein auch erotisch umschwärmtes Idol, den Verse schmiedenden Münchener Schüler Maximilian Kronberger, stellte.

Nach dem 1. Weltkrieg zog George, davor allem auch als Lyrikübersetzer bedeutend war, sich allmählich aus dem von Querelen erschütterten Kreis zurück, lehnte 1927 den Frankfurter Goethe-Preis und 1933 die Präsidentschaft der Akademie für Sprache und Dichtung ab und starb, zu Lebzeiten schon eine Legende, am 4. Dezember 1933 in Minusio bei Locarno.

Das «Neue Reich» seines 1928 publizierten letzten Gedichtbuchs war in seiner symbolistischen Attitüde und Wehrfremdheit für die Nazis nicht vernehmbar, und es gibt zu denken, dass der Hitler-Attentäter vom 20. Juli 1944, Schenk von Stauffenberg, aus dem George-Kreis hervorgegangen war. (f)

Carl Schenkel

GESTORBEN Der in Bern geborene Filmregisseur und Drehbuchautor Carl Schenkel ist im Alter von 55 Jahren in Los Angeles gestorben. Er hat sich aber vor allem in Deutschland und in den USA einen Namen gemacht. Einen grossen Erfolg hatte er 1984 mit «Abwärts» mit Götz George in der Hauptrolle. Zu seinen Werken gehören weiter der Horrorfilm «Die Hexen von Bay Cove» (1987), das Drama «Zwei Frauen» (1989), «Mord in der Karibik» (1989) mit Denzel Washington, «Knight Moves» (1991) mit Christopher Lambert, «Tarzan and the Lost City» (1998), die TV-Version von Agatha Christies «Murder on the Orient Express» (2001) und der Actionthriller «Eindliche Übernahme» (althan.com) (2001). Einige seiner Werke inszenierte Schenkel unter dem Pseudonym Carlo Omra. (ap)

Buerger wird Leiter

DOCUMENTA 2007 Der 41-jährige in Wien lebende deutsche Kritiker und Kurator Roger Martin Buerger wird künstlerischer Leiter der documenta 2007, der weltgrößten Ausstellung moderner Kunst. Mit Buerger bleibe die documenta ihrem politischen Kurs treu, sagten Kenner der Kunstszene nach der Entscheidung. Die documenta 12 wird vom 16. Juni bis 23. September 2007 in Kassel stattfinden. (sda)

Litter unter dem NZZ-Syndrom?

Eine hoch **problematische Dissertation** sucht das Verhältnis zwischen Max Frisch und der NZZ nachzuzeichnen

Jahrzehntlang munkelte man, die Uni Freiburg hänge die Messlatte, um das katholische Bildungsdefizit zu kompensieren, tiefer als anderswo. Daniel Foppas Doktorarbeit ist nicht dazu angetan, diesen Verdacht zu zerstreuen...

CHARLES LINSMAYER

Drei Gründe nennt Max Frisch am 1. Mai 1933 in einem Brief aus Ragusa seiner Mutter, warum er auf dem Balkan als Respektperson behandelt werde: «erstens, weil ich jung bin, zweitens, weil ich schweizer bin, drittens, weil die nzz hoch angesehen wird.» Frisch schreibt auch für den «Tagesanzeiger» und die «Frankfurter Zeitung» von jener Reise. Die NZZ aber ist seine Haupteinnahmequelle und sein Aushängeschild, das er überall stolz herumzeigt. Ein Stolz, der bald schon merklich nachlässt, 1948 zu einer Art Hassliebe mutiert und 1968 schliesslich so gekränkt ist, dass Sätze möglich sind wie: «Man kann nicht sagen, dass ihre Zeitung lügt, sie verhindert nur dreimal täglich die Aufklärung.»

Frisch als NZZ-Journalist

Dass die Artikel, die er ab 1932 schrieb, um sich nach dem Tod des Vaters über Wasser zu halten, teilweise von fragwürdiger Qualität sind, hat Frisch nie bestritten. 1976, als es um ihre Aufnahme in die «Gesammelten Werke» geht, spricht er Uwe Johnson gegenüber davon, dass selbst in den 50s, die er von den insgesamt 201 NZZ-Texten freit, noch vieles enthalten sei, «was ich, von heute aus gesehen, lieber nicht geschrieben haben möchte. Da stehen schon Sätze, viele, die meinen Pflichtverteidiger vor dem jüngsten Gericht in Verlegenheit bringen.» Zwölf Jahre nach seinem Tod hat Frisch nun einen Pflichtverteidiger bekommen. Daniel Foppa heisst er, und in seiner Dissertation durchleuchtet er nicht nur Frischs NZZ-Beiträge, sondern auch die 393 Artikel, die die NZZ von 1934 bis 2001 zum Thema Max Frisch publiziert hat.

Was Ersterer betrifft, so zwängt Foppa sie derart engstirnig in einen Textsorten-Raster hinein, dass der Charme von Frischs leichtgewichtiger, bewusst unkonventioneller früher Prosa zwangsläufig verblasst. Die mit verschiedenen Genres operierende Balkan-Berichterstattung von 1933 geht zwi-



Von 1934 bis 2001 publizierte die «Neue Zürcher Zeitung» 393 Artikel zum Thema **Max Frisch**. (Max Frisch in Zürich, 1965, Pia Zanetti) zw

schenden Kategorien elend verloren, und wenn einzelne Beispiele stärker hervorgehoben werden, sind es nicht Trouvaillen wie «Ein Mensch geht weg» (wo Frisch auf berührende Weise eine Liebesenttäuschung thematisiert), sondern Beiträge, anhand deren er sich gnadenlos als Chauvinist, Antisemit, Kitschbruder und Hurrapatriot entlarven lässt. So dass man am Ende Foppas Behauptung, Frisch habe die Artikel «mit der Absicht» verfasst, «den Erwartungen der verantwortlichen Redaktoren zu entsprechen», auch dann noch erleichtert zur Kenntnis nimmt, wenn einem die Folgerung, der spätere Bürgerschreck habe damit «sublim dazu beigetragen, das vom bürgerlich-liberalen Blatt vertretene Wertesystem weiter zu vermitteln», eher absurd vorkommt.

Anti-Frisch-Strategie?

Während er ihn im ersten Teil schön im Regen stehen lässt, schwingt sich Verteidiger Foppa im zweiten Teil des Buches im Namen des zwischenzeitlich sakrosankter literarischer Grösse avancierten Mandanten zum Richter über all jene auf, die ihm seit 1934 am Zeug zu flicken wagten. Obwohl ihm Werner Weber, Beatrice von Matt, Hanno Helbling und Fred Luchsinger resolut widersprechen, ist Fop-

pa offenbar nicht von der Annahme abzubringen, es habe seit 1948 in der NZZ-Redaktion eine Anti-Frisch-Strategie gegeben, die der Öffentlichkeit durch Wahrnehmung oder Ignorierung, vor allem aber durch die Machart der Texte, ihre Verfasserschaft, ihre Grösse und Platzierung sowie durch die Aufteilung auf verschiedene Ressorts das diffuse Bild eines «bedeutenden Schriftstellers» vermitteln wollte, dergleichenzeitig «ein nestbeschmutzender Publizist» sei. Eine These, die Foppa zum Teil mit haarsträubenden Deutungen zu belegen sucht.

So wird der Leitartikel zum 1. August 1970, in dem Fred Luchsinger Frischs Satz vom Vaterland, das nur noch ein Apparat sei, «der leerläuft, um zu funktionieren», als «keineswegs mehr auf temporeinstufig für Foppa zur «öffentlichen Brandmarkung Frischs» und zu einem Text, mit dem «der NZZ-Chefredaktor Frisch in geradezu offiziöser Weise zum extremistischen Nestbeschmutzer» stempelt. Der Schlussatz von Gottlieb E Höppli Bericht über die 1979 am VPOD-Kongress gehaltene Frisch-Rede «Die politische Repression» hiess: «Das Thema der politischen Repression ist eine zu delikate Angelegenheit, als dass

man ihre Auslegung unbesonnen jedem Andersdenkenden überlassen könnte.» Woraus Foppa, der selbst 400 NZZ-Artikel zu Frisch aufliest, schliesst: «Die Bezeichnung des Schriftstellers als «Andersdenkender» beweist in ihrer ganzen Deutlichkeit, dass es sich für die NZZ kaum lohnt, auf die Analysen eines solchen Zeitgenossen einzutreten.»

Natürlich gab es in der NZZ immer wieder Artikel, über die Frisch zu Recht erbost war. So machte ihn Ernst Bieri mal zum Nazi-, mal zum Stalin-Mitläufer, wurde bei den Stadtratswahlen 1966 aber seinerseits das Ziel von hassefüllen Frisch-Attacken. Höchst befremdlich aber ist, wie demagogisch Foppa mit ablehnenden Urteilen von Hanno Helbling, Werner Weber und Klara Obermüller verfährt, die Frisch ansonsten in Verehrung zugehen waren.

Webers frühe Artikel werden als «erstaunlich unqualifiziert» eingeschätzt, seine «Öderland»-Kritik ist «eine ungemaine Annäherung», die «Stiller»-Rezension «eine Form von unqualifizierter Gesinnungskritik am Autor», wenn er aber 1958 aus Anlass des Zürcher Literaturpreises einmal nur Lobendes sagt, heisst es schon: «Der Essay ist in einer Art frei von jeglicher Kritik, die ihn für das kriti-

sche Lesepublikum bereits wieder «verdächtig» erscheinen lassen könnte.» Besonders stossend ist, dass Foppa die Frisch-Rezensionen im Gespräch zurücknehmen lässt und die Widerrufung dann in den Text einbaut, bevor er selbst das endgültige «Urteil» spricht.

Ambivalente Beziehung

Deutet man das von Foppa vorgelegte Material vorurteilslos aus sich selbst, wird man insgesamt davon sprechen müssen, dass die NZZ aus ihrer bürgerlich-liberalen Haltung heraus lange Zeit erhebliche Schwierigkeiten hatte, den Polit-Provokateur Frisch richtig einzuschätzen, dass sie ihn andererseits aber auch beachtet und wahrgenommen hat wie keinen zweiten Autor des 20. Jahrhunderts. Max Frisch aber, der die NZZ Lebenslang «mit grösster Aufmerksamkeit» (Werner Weber) las, hat wohl tatsächlich unter jenem «NZZ-Syndrom» gelitten, das Klara Obermüller so definiert: «Man hasste die Zeitung, beschimpfte sie täglich, doch wehe, wenn man sich von ihr überlangengefühle.»

DAS BUCH Daniel Foppa: «Max Frisch und die NZZ». NZZ-Verlag, Zürich 2003. 516 S., Fr. 48.–

Der Stiftungsrat von Suhrkamp tritt zurück

Wegen «eng begrenzten Befugnissen», heisst es in einer **Erklärung**, legen die Stiftungsräte ihr Mandat nieder

«Die Erwartungen an den Stiftungsrat waren höher als die Kompetenzen», begründet **Adolf Muschg**, einer der fünf Stiftungsräte, den **Entscheid für den geschlossenen Abgang gegenüber dem «Bund»**.

Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis der Stiftungsrat des Suhrkamp-Verlages sein Schweigen zu den Vorkommnissen der letzten Zeit brechen würde. Gestern hätten Hans Magnus Enzensberger, Jürgen Habermas, Alexander Kluge, Adolf Muschg und Wolf Singer tagen sollen, stattdessen verschickten sie eine gemeinsame schriftliche Erklärung, um die sie in einer langen

Telefonkonferenzgerungen hatten. Darin heisst es: «Als Mitglieder des Stiftungsrates der Siegfried und Ulla Unseld Familienstiftung sehen wir uns mit schwerwiegenden Entscheidungen konfrontiert, die ohne unsere Mitwirkung und entgegen unserem Rat gefallen sind.»

Gemeint ist damit wohl der Umstand, dass die Verleger-Witwe Ulla Berkéwicz im Oktober die Geschäftsführung übernommen («Bund» vom 22. 10. 2003) und den von Siegfried Unseld als seinen Nachfolger eingesetzten verlegerischen Geschäftsführer Günter Berg entmachtete. Bereits einen Monat später trennte man sich «in gegenseitigem Einverständnis» («Bund» vom 26. 11. 2003) – Berg verliess das Haus per sofort.

Weiter schreibt der Stiftungsrat, dass er für die Folgen einer Entwicklung, auf die er «im Rahmen der eng begrenzten Befugnisse keinen Einfluss» habe, keine Verantwortung übernehmen könne. «Die Erwartungen waren höher als die Kompetenzen», sagte Adolf Muschg auf Anfrage dem «Bund». Vom Stiftungsrat sei nach den vorgefallenen Ereignissen eine Direktive erwartet worden, doch das Mandat sei ein ideelles ohne faktische Kompetenz. Eine solche Konstruktion gehe nur so lange gut, wie es im Verlag keine gravierenden Differenzen gebe.

Existenzfrage

Auf die Frage, wie es künftig um die viel gepriesene Suhrkamp-Kultur stehe, sagte Muschg: «Die ist

überhaupt nicht in Gefahr, dafür gibt es genügend Garantien.» Eine andere Überlegung aber sei, ob die Marke Suhrkamp in der jetzigen Ausstattung auf dem Markt noch gefragt sei. Ulla Berkéwicz müsse – genau wie dies Unseld als Nachfolger von Peter Suhrkamp gemacht habe – einiges ändern. Das sei eine Existenzfrage, denn Verlage von einer Grösse wie Suhrkamp oder Hanser kämpfen ums Überleben.

Ihr Mandat wollen die Räte, allesamt Suhrkamp-Autoren, nur noch bis zur Regelung der Nachfolge, spätestens bis zum 1. März 2004 weiterführen. Ihr Rücktritt, heisst es in der Erklärung, berühre nicht ihre Loyalität, die sie dem Verlag gegenüber nach wie vor empfänden. (sl)

Bürgerpreis geht an Kunststalle

BERN Der mit 100 000 Franken dotierte Kulturpreis 2004 der Bürgergemeinde Bern geht an den Verein Kunststalle Bern. Wann die Preisübergabe stattfinden wird, steht noch nicht fest. Die 1918 eröffnete Kunststalle setzt sich zum Ziel, zeitgenössische Kunst auszustellen und verständlich zu machen. Es gelingt ihr zudem seit Jahren, auch internationalen Vergleichen standzuhalten. Um diese Kunst auch einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, werden museumspädagogische Projekte angeboten. Die Preissumme soll eingesetzt werden, um dieses Angebot der Kunstvermittlung zu erweitern. Die Bürgergemeinde Bern verleiht den «Förderbeitrag an ein kulturelles Vorhaben» seit 1988 jährlich. (kul)